

Er scheint täglich nachmitt. mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen.
Abonnementpreis monatlich 60 Pfg. vierteljährlich 1.80 Mk. pränumer. frei ins Haus. Durch die Post bezogen 2. — Mk.
 „Die Neue Welt“ (Mittelaltersroman) durch die Post nicht bezahlbar, kosten monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2.70 Pfg.
 Telefon Nr. 1047. Telegramm-Nr. 141. Postamt Halle a. S.

Die Neue Welt

Sozialdemokratisches Organ

Inserionsgebühr beträgt für die halbspaltige Zeile oder einen Raum zu 10 Pfg. für 14 Zeilen. Bei dauerhaften Inseraten 50 Pfg. Rabatt. Bei 100 Zeilen 50 Pfg. Rabatt.
Inserate für die halbspaltige Zeile oder einen Raum zu 10 Pfg. für 14 Zeilen. Bei dauerhaften Inseraten 50 Pfg. Rabatt. Bei 100 Zeilen 50 Pfg. Rabatt.
 Einrückung in die Postzeitung-Tafel unter Nr. 7988.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.
 Redaktion: Geistsstr. 21, Hof 2 Cr. Expedition: Geistsstr. 21, Hof part. r.

Alte geheiligte Traditionen.

Ein in der Militärgeschichte wohl bewanderter Genosse, der längere Zeit in den französischen Fremdenlegion gedient und auch in den 80er Jahren die französische Longfing-Expedition mitgemacht hat, schreibt uns:

Das russische in Warchau garnisonierende Leib-Garde-Genadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. feierte vor kurzem sein Regimentfest. Wilhelm II. telegraphierte bei dieser Gelegenheit:

Ich bin sehr erfreut über die Glückwünsche meiner petersburger Grenadiere und danke herzlich dafür. Meine Wünsche für das Regiment sind bei seinem Fest dieselben. Ich spreche sie heute aber um so freudiger aus, da unsere russischen und deutschen Kameraden nach alter geheiligter Tradition noch langer Zeit wieder Schulter an Schulter kämpfen. Der Sieg wird uns nicht fehlen.

Wilhelm. I. R.

Die Kriegsgeschichte liefert zu diesen alten geheiligten Traditionen londerbare Illustrationen:

Am Oktober 1760 war Berlin von den Russen unter Tottlen besetzt worden. Friedrich II. befand sich damals in Schlesien, und seine Tage war äußerst feitsch. Die Russen hausten in eckst hundertfacher Weise in Berlin. Das Zeughaus wurde geplündert und nur durch einen Zufall entging es dem Schicksal, in die Luft gesprengt zu werden. Die königliche Münze und sonstige Fabriken wurden zerstört.

Archenholz, ein preussischer Offizier und Mitkämpfer im siebenjährigen Kriege, schreibt in seiner Geschichte dieses Krieges, Buch 9, ausführlicher folgendes:

Die berliner Zeitungsschreiber hatten von den berüchtigten Besatzern der Russen eben nicht mit Stillsitz gesprochen. Dies wollte man jetzt betonen, und zwar war ihnen nach Formers Befehl „Gensendungen“ geschickt. Nur den Bemühungen des bekannten Kaufmanns Götschowsky gelang es, das Schicksal von den Zeitungsschreibern abzuwenden; sie wurden bloß bis vor die zum Verweis bestimmte Soldatengasse geführt und erhielten hier einen Kuressen.

Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Hujaren, die bei hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinfanden, raubten, die Menschen brüllten und verwundeten. Wer sich abends auf die Gasse wagte, wurde nachts ausgeleert. 282 Häuser wurden erobert und ausgeleert. Selbst Hospitäler, die Krankenschwestern trauernd und bittend, die mit der Barbaren verhielten haben werden, hatten kein Heil vor dem Raub war die Plünderung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Zerkowale Kirche wurde die Sakristei erbrochen; man raubte die Kirchengüter und Armenkassen. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den verfaulten Leichnamen ihre Totenhilfe zu rauben.

Am Jahre 1807 kämpften Preußen und Russen bereit vorzüglich gegen die unaufhaltsam nach Osten dringenden Napoleon. Der nachmalige Generalfeldmarschall Blücher, Gneisenau, befand sich damals in Alitau, damit befehligte, die Trümmer der bei Jena und Auerstedt geschlagenen Armee zu sammeln

und zu reorganisieren. Aus seinen Briefen aus jener Zeit erhält man ein Bild von der russisch-preussischen Waffenbrüderschaft. Gneisenau schreibt unter anderem an den Major von Bronikowski:

Die Arroganz der Russen ist sehr groß, und unter in Ranken befindliches Artillerie-Kommando muß an allem Mangel leiden. Nicht einmal wollen sie für uns Brot baden lassen. Der General Warionoff machte mir neulich in allem Ernst den Vorschlag, um den Franzosen das Bordieren in Augsland zu vermeiden, ganz Preußen-Dürren zu niedergelassen. Kriebel schreibt mir von der russischen Armee: Das Joch des russischen Sanktschij sei eben so drückend, als der französische Esel.“

Im Jahre 1809 reiste Friedrich Wilhelm III. zum Besuch Alexanders I. nach Petersburg. Aus jener Zeit schreibt Gneisenau an den Freiherrn von Stein:

Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 löst er die Sturmglöckchen, bevor alles zum Kriege bereit ist. Mit Uebermut wird der Krieg angekündigt, mit Uebermut geht er nach Deutschlands Unfällen in Wärsen vor, ohne die ihm so nachteiligen Beschränkungen heranzuziehen; und — mit Kleinmut geht er zurück, nachdem er sich seine Faktion geholt hatte. Sodann löst er seine Truppen auseinander, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht abwendend. Seine Hilfe ist späterhin dem Lande, das er schützen will (Preußen), ebenso verderblich, als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er seine Bundesgenossen plündern hilft. Dadurch, daß er durch seine kurzfristige Politik und durch seinen Einfluß auf unseren Regenten die Bemühungen der Vorseherinnen um Unabhängigkeit lähmt, trübt er sein Werk.“

1812 nahm ein preussisches Heer unter York an dem Zuge Napoleons gegen Rußland teil.

Aus dem Preussisch-Rußischen Krieg von 1813 teilt Gneisenau, jetzt Blüchers Generalfeldmarschall, dem Großen Fürsten mit: Die Ueberleitung der Armee kommt aus dem russischen Hauptquartier. Wir haben seinen Anteil daran. Man hört uns so gar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge.“

Die Schlacht bei Baugen hatte für die vom russischen General Barclay de Tolly befehligten Verbündeten einen unglücklichen Ausgang. Erst als dieser Feldherr abgerufen wurde, gelang es den Preußen, die Franzosen in dem Gefecht bei Baugen zu schlagen.

Nach in dem weiteren Verlaufe der Befreiungskriege war die Stimmung zwischen Preußen und Rußland nicht immer die beste. Wie die Rußen über die preussischen Generale dachten, geht am besten aus dem Ausprüche Alexanders an seine Generale hervor: „Meine Herren, es ist sehr möglich, daß wir bereits dem König von Preußen gegen seine Armee zu Hilfe kommen müssen.“

Aus den Berichten über die Einnahme von Tientsin ist ersichtlich, daß auch die russischen Truppen die alten geheiligten Traditionen aus dem siebenjährigen Kriege nicht vergehen haben.

Der Kampf in China.

Die Lage.

Im kaiserlichen Jagdpart, südlich von Peking, hat nach dem neuerlichen Bureau am Morgen des 20. August eine englische Abteilung, bestehend aus drei Schwadronen Lancers, zwei Geschützen, zwei Maximgeschützen und dreihundert Infanteristen eine Erkundungsvorhaben vorgenommen und ist auf den Feind getroffen, der in den Dorfschatten innerhalb des Parkes lag. Der Feind bestand teilweise aus chinesischen Truppen, teilweise aus Boreen und war bewaffnet mit Gewehren, Speeren und Schwertern. Die Retirade setzte auf den Feind, der sich zurückzog. Nachdem sie fünf Detachments verbrannt hatte, ging die britische Abteilung wieder zurück. Der Verlust des Feindes beträgt sich auf 30 Tote. Die Engländer hatten einen Leichtverwundeten. Der Feind wurde auf 1000 Mann geschätzt.

Die Telegraphenleitung zwischen Peking und Taku scheint wieder gerichtet zu sein.

Nach Hunenart!

Ueber Plünderungen in Tientsin nach der Wiedereroberung durch die verbündeten Truppen klagt der „Daily News“, Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen hätten ihren Soldaten offiziell gestattet, einen halben Tag in der Chinesenstadt zu plündern. Deutsche Soldaten hätten sich nicht an der Plünderung beteiligt. Tagelang sei dann nicht nur in der Chinesenstadt geplündert worden, sondern auch jedes Haus in der Europäerstadt. An dem schamlosen Treiben hätte auch eine ganze Reihe von Zivilisten teilgenommen. Darunter auch Mitglieder der sogenannten „besseren Gesellschaft“ von Tientsin. Wie es dabei zugegangen ist, davon erzählt man einen Bericht aus folgenden Schreibern, die dem Daily News von befreundeter Seite zugegangen sind.

Tientsin, 16. Juli. Sofort nach Besetzung der Chinesenstadt sah man Leute, die während des Bombardements nur in den tiefsten Keller zu finden gewesen waren, dorthin ziehen und schwer beladen mit Beute aller Art, namentlich aber Silbergeschmuck (Silberbarren, in China häufig als Zahlungsmittel benutzt) heimkommen. Die Freude dauerte nicht lange. Bald, der englische Oberkommandierende in der Stadt, nahm den Plünderern alle Schmuckstücke wieder ab. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Hand gerührt in Zeiten, als die Lage für uns alle recht gefährlich war; das hinderte sie aber nicht, sich an der Plünderung zu beteiligen und dabei gründliche Beute zu machen. Alles ihnen wieder abgenommen Geld und Silber fällt dem Kriegsfonds zu. Hütern und Lore wurden befestigt und gründliche Hausreinigung vorgenommen. Am meisten enttäuscht war ein englischer Berichterstatter, der sich Zweck im Werte von 28 000 Taels mühsam herbeigeschleppt hatte. Heute tritt in dieser Sache ein Eingekerkertes zusammen. Es brennt rings umher, wohin man auch sein Auge wendet. Auch ein Teil der Chinesenstadt steht bereits in Flammen. Die Luft ist ganz entseelig. Zu der ganz enormen Hitze kommen noch die

Die Erbschleicherinnen.

431 Roman von Ernst von Wolzogen.

Viel lieh ihr Zeit. Sie that keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

Gleich dumm, nicht wahr, daß mir so etwas passieren muß? Es ist nicht gar nicht meine Mante, zu beschaffen, was ich nicht will. Aden Sie nicht weiter darauf — ich bin gleich wieder in Ordnung. Wenn sie nicht gekommen wären, hätte ich es heruntergeworfen wie so manches vorher — und das da wäre mir nicht passiert.“ Dabei holte sie ihr Lächeln hervor, wuschte sich die Wimpern ab und richtete sich mühsam auf.

Viel sag sie neben sich auf, das Sofa nieder und nun erst fragte sie, was ihr geliehen sei.

Milka blickte durch den Mund und erwiderte tonlos: Ich bin eben wieder einmal gegen eine Wand gerannt. Es ist doch einmal wieder alles aus für mich. Ich hatte mich nämlich endlich zu einem Entschluß aufgerafft. Es sollte mir mit der Schaulpielerei nicht zu ergehen wie mit der Malerei. Sie wissen ja, daß ich nie ein Bild fertig bekommen habe. Nun wollte ich es mit der Bühne einmal praktisch und geradezu probieren, wie diese berühmte Frauensammer. In diesen letzten vierzehn Tagen bin ich bei fünf Berliner Direktoren und Agenten gewesen und habe ihnen etwas vorgezeigt. Sie haben mir alle daselbe gesagt: ich hätte gar kein Organ, auf der dritten Wand würde mich schon kein Mensch mehr bestaunen. Heute nur ich gar im Theaterdramen. Die erste Geischnichte hat der alte Mann noch hinzugefügt, ich müßte mich doch entschließen, fett zu werden, dann könnte sich auch vielleicht die Stimme etwas runden, denn die Weile ist wenig wie meine Eibögen und so dünn wie meine Weine! — Na, ich denke, jetzt darf ich ja wohl die Hofnung aufgeben und meinem Götze die ewige Ruhe gönnen. Eine Malerin erlauben mir meine Mittel nicht. Denken Sie, der Bankier, der mein kleines Ka-

dital in Vernohnung hatte, hat Vantoret gemacht! Göttern haben sie ihn eingekauft!

Was war da zu sagen! Wie zu wissen, zu raten solchem Schicksal gegenüber! Ans blanke Nichts hatte dieses unelige Geschöpf hinein. Einfach zum Hungerode verurteilt, wenn keine Hilfe kam. Aber woher sollte die kommen? Selbst wenn sie sich entschloß, Almosen anzunehmen, auf wie lange konnten die ihr helfen? Aber natürlich gab Vielg das nicht offen zu, sondern brachte erig auf den banalen Trost zusammen: den gutheißige Menschen immer bereit zu haben müssen. Sie gab ihrer Hofnung Ausdruck, daß die wohltätige Frau von Goldader sich ihrer Annahme werde, und meinte, die Theaterdirektoren hätten ganz recht, sie solle sich nur ein paar Wochen erdenklich hütten lassen, dann würde sicherlich auch ihr Drama sich fröhnen. Sie sollte nur zunächst einmal gleich mitkommen und bei ihr dabei zu Mittag speisen, die Verantwortung wolle sie gerne auf sich nehmen. Und dann brachte sie ihre Einladung für das Weinabendessen an und erzählte von dem Bekannten, der in Aussicht stand und ihr so viel zu schenken machte. Damit kam sie auf sich selbst zu sprechen, berichtete von all den jüngsten Betätigungen ihres frommen Götze, schilderte ihr in drölicher Anschaulichkeit die Majorin und ihren verlobten Bub, den Pastor Wermeister und andre häufige Gäste des Hauses und ermahnte schließlich, so nebenbei, verständlich fast, ihres dramatischen Unterrichts bei Fraulein Amanda Dries.

Milka hatte etwas zerstreut, matt lächelnd, zugehört, aber dabei lautete sie doch mit plötzlicher Teilnahme auf. Bei der Dries nehmen Sie dramatischen Unterricht? fragte sie ungläubig. Nein, Sie gutes Kind, wie kommen Sie denn auf die Idee? Wenn ich nicht schon halb tot wäre, so würde ich mich darüber tot lachen — aber ich bin zu schwach dazu, entschuldigen Sie mich.“

Viel erzählte wie auf einer argen Dummheit extapt und entschuldigte sich, indem sie die Majorin vor sich. Auf einmal leuchteten ihre Augen auf und sie wandte sich lebhaft Fraulein Grönroos zu.

Hören Sie, da fällt mir was ein, rief sie lebhaft. „Jetzt, denn was? gleich! Sie geben mir selber Unterricht — in der modernen Literatur heißt das und ich weiß's Ihnen, ja aber wenn ich das haben! Da hat's! Da hat's! An Anfang zu ein Verdienst. Und wer weiß, am Ende sind's noch mehr

und Besseres dazu. Wissen Sie, ich empfehl' Sie schon weiter, wenn ich mit Ihnen Frieden bin.“ Sie lachte hell und hochte sie an den Schultern, um ihr aus ihrer flüchtigen Teilnahme loszulassen. „Na, ich des denn ein guter Gedanke? Bei der Amanda lerne ich den höheren Ton und bei Ihnen Studiere ich die Sachen, wo's Leute vernünftig daher reden. Sie, Frau Aora, da hob'n wir's gleich, damit fangen wir an. Sie, deses gefüllt mir, deses mir was für mich.“

Milka gab sich alle Mühe, von dem Plane entzückt zu erscheinen und verstand, was Vielg von ihr begeherte. Nur heute gleich mitkommen wollte sie nicht, sie hätte so sein einziges anständiges Kleid mehr anschauen. Aus demselben Grund hätte sie auch keine Entlohnung annehmen.

Aber Vielg wollte auch das nicht gelassen. Sie verbrach für Beschaffung eines prächtigen Gewandes Sorge tragen zu wollen und legte als Vorwand auf das Unterrichts Honorar zwanzig Mark auf den Tisch, teilte ihr auch mit, daß sie der Wittin bereits eben so viel ausbezahlt habe.

Milka erhob sich vom Sofa, stieß Vielg, die sie festhalten wollte, heilig zurück und schwandte durch das Zimmer nach dem Fenster hin. Sie drückte die Stirn an die kalten Scheiben und dann laute sie mit einer matten Handbewegung nach der Thür deutend: Gehen Sie, lassen Sie mich allein, ich bitte Sie! Ihre Güte bringt mich um. Ich bin zu etwas nicht geeignet. Das Geld muß ich nehmen, es bleibt mir ja nichts weiter übrig, aber zu ihm kommen Sie doch. Sie ist für einen weiteren Engel nichts mehr zu holen, weder eine Seele noch ein Leib. Bitte, gehen Sie. Vielleicht hören Sie noch einmal von mir. Nebenfalls danke ich Ihnen, daß Sie noch einmal hier reine Luft geschaffen haben — und auch für das Feuer.“

Sechstes Kapitel.

In welchem es eine fähige Bekleidung giebt.

Vielg sah wohl ein, daß sie die Unglückliche nur ändern würde, wenn sie noch weiter an sie einzuwirken verstände, und so laute recht nun herzlich „Auf Wiedersehen!“ und schickte traurig hinaus.

ihnen Gedächtnis der Deutschen und des Heeres. In unserem Bureau liegt es zu Ausweis. Ich kann kein Cafe (Schron) öffnen, da alle Cafés abgehandelt und die Cafés selbst umgewandelt sind. Die sämtlichen Deutschen, in der französischen Niederlassung anständigen Firmen haben, nach Rücksprache mit dem deutschen Konsul durch ihn ein Schreiben an den französischen General-Konsul gerichtet, in dem sie Schadenersatz beinhalten.

Am 17. Juli schrieb Ihnen gestern morgen und muß Ihnen heute die nämliche Mitteilung machen, daß in russischen und französischen Soldaten ausgeraubt und alles Mobiliar gewaltsam demoliert worden ist. Alle Cafés sind ebenfalls erbrochen und ich bin jetzt bemüht, wenigstens unsere Bücher zu retten. Vom französischen Konsul war keine Hilfe zu erlangen, und der deutsche und der russische konnten nichts machen. Konrad Dr. Zimmermann hat sich aber die gerühmte Mühe angeeignet und ist dann persönlich zu Comte de Gaulard gegangen, der ihm versichert, daß die Ansprüche der deutschen Firmen, falls sie von ihm dem deutschen Konsul abgelehnt werden, genau in derselben Weise von Comte de Gaulard bei seiner Regierung vertreten werden würde, als können sie von französischen Firmen.

So wird christliche Kultur und Zivilisation in China verbreitet!

Der Anfang.

Nach einem beim Generalarzt aus Lafu eingehenden Bericht sind von den amerikanischen Truppen front: 120 bei der Front, 200 in Tientsin.

Das ist die erste Hauptpost. Weitere werden sicher folgen, aus von deutschen Truppen.

England und Transvaal.

Nach dem Streitigkeiten Bureau.

Nach dem Streitigkeiten Bureau machten die Buren am ersten September den Versuch, die Wasserwerke von Johannesburg zu zerstören. General Carr übertrug sie dabei und jagte sie in der Nacht. In derselben Gegend wurde eine Abteilung der Truppen De Wets mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Dem Vormarsch der Kolonialtruppen von Johannesburg nach Krugersdorp wurde heftiger Widerstand entgegengeleitet; der Feind hatte jedoch schwere Verluste.

Vom dem Vormarsch Bullers gegen Sederburg meldet das Neueste Bureau aus Johannesburg vom 3. September, daß Buller die Buren auf der Höhe, die die Höhe für sich beherrschten, am Sonntag angegriffen habe. Dort mit 2000 Buren befehligte sich bei dem Feinde, der den ganzen Tag einen Zug hielt. Bei Annäherung der englischen Kavallerie eröffnete der Feind das Feuer aus drei Geschützen schwerer Kaliber und aus einem Schnellfeuer-Geschütz. Die Engländer belegten mit reitender Artillerie eine Stellung auf dem rechten Hügel, von der ein Rückschlag vor Eintritt der Dunkelheit unmöglich war. Die Geschütze der Buren feuerten den ganzen Tag. In Anbetracht dessen, daß die Engländer in einem halbkreisförmigen Lager standen, hatten sie außerordentlich geringe Verluste. Die britische Infanterie auf dem linken Hügel griff die Buren, welche hinter Batterien verborgen waren, gleichfalls an. Die verhasste Zerstörung läßt jedenfalls nicht auf einen Erfolg der Engländer schließen. Schließlich haben die Buren die in einem halbkreisförmigen eingeschlossenen englischen Truppen hart zugerichtet.

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 5. September 1900.

Die Burenrepubliken existieren nicht mehr!

Als hat Feldmarschall und Lord Roberts dekretiert. Nachdem er vor einiger Zeit den Transvaal durch einen Feldzug erobert hat, ist jetzt Transvaal in aller Form annektiert. Das macht weiter keine Schwierigkeiten, es bedarf nur der Feder und des geduldsamen Papieres. Schwieriger ist es schon, Transvaal zu erobern und festzuhalten, und an dieser unangenehmen Aufgabe trägt der Feldmarschall schon geraume Zeit ohne großen Erfolg. Er hat noch nicht ein Viertel des Transvaal erobert — und dieses Schneider-Viertel ist auch noch eine höchst unruhige Eroberung — die Buren respektieren sie nicht. Sie machen den Engländern ja nicht bloß in Transvaal, sondern sogar noch im „englischen“ Transvaalgebiet zu schaffen, ja selbst im altenglischen Natal.

Was soll da die patriotische Anexion? Will sich Lord Roberts mit aller Gewalt lächerlich machen; will er das Mißverhältnis zwischen seinem Willen und seinem Können aller Welt recht deutlich offenbaren? Der Herr Englands weiß ganz gut, was er tut. Seine Befehlsmachtung ist weit mehr als eine patriotische Demonstration: Sie soll ihm eine Waffe, ein Hebel

zur wirklichen Eroberung und Anexion des Transvaal sein. Ganz fauler ist diese Waffe nicht — aber wenn man Gile hat. Und Lord Roberts hat Gile, denn zum November braucht England einen neuen Oberkommandanten für seine Truppen, da Lord Buller des Amtes Würde nicht ist. Lord Roberts ist sein Nachfolger, aber von Transvaal aus nach Süden, und der Herr Marshall Richards, dem Sir Roberts unterlegen in einem Dutzend Schlachten, dem Sir Roberts Vater den südafrikanischen Krieg doch nicht gut anvertrauen kann, so muß der Krieg, der dem englischen Staate überhaupt schon sehr unheimlich und viel zu langdauernd geworden ist, schleunigst enden.

Und dazu soll das Anexionedekret das thun, was die britischen Waffen und das britische Feldherrenge nicht leisten können. Es soll die Buren endlich müde machen. Da Transvaal nun nach Roberts' Patent von Gott und Rechts wegen Old England gehört, so sind die Buren über Nacht in englische Bürger verwandelt und wenn sie sich ferner noch den Deutschen engherzigen Generale widersetzen, so sind sie nicht mehr christliche Feinde, sondern Aufrehrer, Rebellen wider die rechtsmäßige Obrigkeit ihrer Majestät der Königin Victoria. Und Rebellen weiß Lord Roberts so zu behandeln, wie's ihnen gebührt.

Nichts einfacher, als das Roberts'sche Verfahren. Es ist die Caudation eines Genies! Ob dieses Genie Lord Roberts oder Chamberlain, ist zunächst gleichgültig, und wenn es die Welt niemals erlährt, so schadet es auch nicht viel. Ebenfalls wird die Weltgeschichte diese Anexion Transvaals richten auf einen brutalen, einen großen Völkermord zurückzuführen, gegen alles Völkerrecht und gegen die Gerechtigkeit. Es wird ein unauflöslicher Fleck auf der Ehre der herrschenden Klasse Englands sein — ein weiteres Denkmal der Schande für den Nationalkapitalismus, für die Gerechtigkeit der Weltpolitik.

Am Bestand der Burenrepubliken aber ändert der Bischof Lord Roberts' vorläufig nichts. Erst, wenn die letzte Burenjagd die Waffen niederglegt, ist Transvaal englisch. Auf wie lange, das steht dahin.

Humor.

Die in Wülshelm a. M. erscheinende Rheinische Volkszeitung berührt sich den Brief eines deutschen Soldaten aus China an seinen hiesigen Freund. Wir finden in dem am 2. Jintau, 16. Jul. 1900, datierten Schreiben die folgende Stelle:

Wir Deutsche und Russen waren immer die ersten. Wir haben unser Detachement aus Tientsin und die europäischen Matrosen, welche dort von den Chinesen eingeschlossen waren, befreit, sämtliche Fests, worin chinesische Militär und Arbeiter, genannt Boger waren, eingenommen und alles in Ordnung gebracht. Wir haben auch die Chinesen, Frauen oder Kinder, das war uns gleich, alles niedergeschossen oder gefesselt, bis die Stadt Tientsin ganz leer und in Feuer und Flamme waren abgebrannt war. Nur der Palast des Regierungsvorsitzenden von China brannte nieder. Wir gewöhnen mit Entsetzen, was aus unseren deutschen Soldaten geworden ist. Die Köpfe unserer Völker hat man zu reisenden Tieren gemacht, die Frauen und Kinder mordeten. Wohin sind wir durch das chinesische Abenteuer gekommen?!

Was Wilhelm II. liest!

Mehrere Blätter erzählen, daß folgende Zeitungen Wilhelm II. zur Lesüre vorgelegt werden: Die Königlich Preussische Zeitung, die National-Zeitung, die Berliner Neuesten Nachrichten, das Kleine Journal, der Berliner Volks-Anzeiger, der Reichsanzeiger und der Berliner Zigeuner. Wir finden in dem am 2. Jintau, 16. Jul. 1900, datierten Schreiben die folgende Stelle: Die Germania findet es bedauerlich, daß sich unter der Leitung des Kaisers kein katholisches Organ befindet, sondern fast nur Kulturkampfblätter, und weiter kein Organ, das einer energischen Fortführung der Sozialreform das Wort redet.

Die Kaiser reisen. 113 Berliner Schulkinder begaben sich am Donnerstag nach Stettin, um während des Aufenthalts Wilhelm II. in Stettin die hiesige Polizei in Sicherheitsdienst zu unterstützen. Der Magistrat der Stadt Stettin fordert die Bürgerwehr in einer öffentlichen Bekanntmachung auf, während der Anwesenheit des Kaiserpaars zu illuminieren. Dabei wird erklärt, daß unbemittelten Bewohnern auf Antrag die benötigten Lichte für die Illumination unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden sollen.

Das ist sogar der in dynamischen Leinwand sehr zarten Freiheit, Zeitung zu viel. Sie sagt: Uns scheint der Magistrat hier in seiner Illuminationslichtung doch zu weit zu gehen. Es ist zum mindesten sehr fraglich, ob der Magistrat berechtigt ist, die Mittel der Stadt ergräber für die unentgeltliche Vergabe von Illuminationslichtern zu verwenden.

erklärt. Jeder anhängige Mensch verlor sich zu Weinlandern — das kamst Du nach den Feiertagen in allen Zeitungen sehen. Also müssen wir ihn einladen, um ihm die Chance zu geben.

„Aber liebe Tante“, wandte Vissi beiseiten ein — sie hatte sich in letzter Zeit daran gewöhnt, die Majorin „Tante“ zu nennen — „das thut ja gar nichts aus, als ob ich von ihm ablaute was glühend hab'n müßt. Na, und dann überhaupt — mir g'fallt's net recht. Wenn er net von selber kommen mag, soll er sich selbst holt' laß.“

Kind, das verhältst Du nicht, berietete die Majorin, ihre schwachen Bräuen wichtig beobachtend. „In der ohnehin Gesellschaft beraten die Männer fast nie von selber. Sie müssen immer ein bißchen energisch dazu gedrückt werden.“

„Jehes!“, entrieh es Vissi.

„Du, so ist es einmal“, bestätigte die Majorin. „Aberdem mußt Du bedenken, daß Du Dich holt' lassen müssen. Du kamst also überhaupt nicht mehr zurück.“

Vissi machte ein sehr erstauntes Gesicht und rief ganz erschrocken: „A, eh, nach, wegen so a paar Nihilisten.“

Die Majorin nahm eine sehr strenge Miene an und sagte spitz: „Nehes Kind, so redet eine junge Dame der guten Gesellschaft nicht. Das ist laze Moral, in München mag man meinetwegen zu ihrem Vergnügen hüpfen. Bei uns zu Lande ist das eine ernste Sache.“ Damit schritt sie hohelohvoll aus der Thür und ließ die ganzlich verwirrte Vissi allein, damit sie Wege fände, über ihre „laze Moral“ nachzudenken und in sich zu gehen.

Der heilige Abend war gekommen. Bis um sechs Uhr war die Majorin mit Vissi bei der Bekleidung für arme Kinder in einem Arvenverein zusammen. Dann schritt sie heim, um ihren eigenen Christbaum anzubauen. Kathi hatte schon eine halbe Stunde lang in Junker Judis Gesellschaft auf sie gewartet.

Vissi umhüllte sie fürwirdig, als sei sie nach einer langen Abwesenheit wieder zuhausegekehrt. „Kathen sich wirklich in den letzten vierzehn Tagen mit einem Christbaum auf ein festes Ständchen gesehen und die Weihnachtsfeier hatte gar noch viel Weisens daraus gemacht, daß sie Kathi die Erlaubnis erteilt, den heiligen Abend außer dem Hause zuzubringen.“

Hört denn der Schwinkel noch nicht auf! Es wird gemeldet: Die Konstitutionsurkunden der auf der Friedenskongress unterzeichneten Verträge sind dem Kaiser von London an den Kaiser von China übergeben. Vor der Niederlegung erklärte der Minister des Auswärtigen, de Beaufort, daß diese Formalität dem englischen Botschafter in Brüssel und dem Konferenzsekretär, der die Verhandlungen geleitet hat, die Beschlüsse der Konferenz übergeben werden. Der Kaiser von China wird die Konstitutionsurkunden in der nächsten Zeit in der Kaiserpalast in Peking empfangen und die Zusammenkunft geschlossen.

Wegen Kaiserbefehlsgang, Wundenheilung und Widerstand wurde in Hamburg der schon vielfach bestrafte Zigarettenmacher Holseder zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Er war bei einer Razzia durch den fahenden Polizeikommando in Schloß gefasst worden und dabei soll er die festsitzenden Handlungen begangen haben.

Kleine politische Nachrichten. Rund 600 000 Mark hat England als Entschädigung für das Anhalten des Kaiser in den japanischen Provinzen zu bezahlen müssen. — Der Kaiser von China wird die Konstitutionsurkunden in der nächsten Zeit in der Kaiserpalast in Peking empfangen und die Zusammenkunft geschlossen.

Zusland.

Frankreich. Die sozialistischen Bürgermeister Angoneur (Yvon) und Teres (Loulou) haben die Einladung des pariser Stadtrats zu einem Fest im pariser Stadthaus in Anbetracht an das Anstellungsverhältnis für sämtliche Bürgermeister Frankreichs schriftlich abgelehnt. Der Stadtrat ist nicht als Vertreter der pariser Bevölkerung anerkannt und ihm als einer Gesellschaft von Feinden der Republik, des Fortschritts und der Brüderlichkeit nichts zu thun haben wollen.

Der Präsident Loubet hat von dem Jaren den Andreaskreuz erhalten. In dem Begleitbriefen wird gesagt, Loubet solle in der Dekoration einen Beweis für die hohe Achtung seiner Person und ein Zeugnis für die unerbürdlichen Gefinnungen für die verbündete und befreundete große Nation sein.

Deutsches. Die Ausführung des Reichsrats scheint sich zu sein. Der Wiener Mitarbeiter des Vorwärts berichtet die gegenwärtige parlamentarische Lage in Deutsches in einem längeren Artikel. Nachdem er die Unermittelbarkeit der Auflösung dargelegt, sagt er: Es liegt die Gründe für die Auflösung des Reichsrats und bis in die Knochen hervorzuheben. Die parlamentarische Lage in Deutsches ist eine Situation in nicht heller, sondern in der Väter und noch bedeutender feigere werden, samt demnach ein Reich mit getümmten Stimmen nicht zweifeln. Es hängt zwar ganz von dem, von den überlebenden Abgeordneten, die das Parlament ruinieren, an das vermittelte Volk zu appellieren, das das Parlament braucht und will. Aber in Deutsches ist das doch nicht mehr als eine schuldlosgebrachte Probe. Erstens gibt es hier kein Volk! Sondern sehr verschiedene Nationen, deren Wünsche und Ansichten einander direkt entgegengesetzt sind. Die Obstruktion der Deutschen erschien den Deutschen als eine verwerfliche Feindschaft; dieselbe Ansicht haben nun die Deutschen über die sächsische Revolte. Die „Frage“ an das Volk kann also keine andere Antwort bringen, als daß die Deutschen über die sächsische Verwerflichkeit empört sind, daß aber die Deutschen ihre Identitäten aus die Gründung einer neuen unauflöslichen Reichsversammlung. Zum zweiten entwirrt auf die Frage nicht daß Volk, sondern die privilegierten Schichten, das vom Chaubinsmus besessene Bürgertum, dessen Unvermögen es ist, die Obstruktion erzeugt hat. Der Wahlkampf wird also nicht auf das Programm der nationalen Verständigung, sondern im Gegenteil auf das der nationalen Unverträglichkeit geführt werden. Sein Ergebnis kann auch kein anderes sein, als daß die noch halbwegs der Weisheit fähigen und zugänglichen Parteien der nationalen Bourgeoisien aufgesehen und an ihre Stelle die sogenannten Nihilisten, das heißt die breiten Massen, die in den Käfig der fünfzig Jahre eingesperrt sind, in Wahlkampf nicht getümmelt werden können, so wird das nächste Parlament, fast ausschließlich von den Bureau-Nationalisten besetzt, wieder die Beute des schrankenlosen Opportunismus

Was hat sie Dir gekostet? war Vissi erste Frage nach der Begrüßung.

„So, zwanzig Mark und Stoff zu einem schwarzvolleren Kleide.“

„As wirklich wahr? Alle Sie, des es ist kein Hof für ein Einbildung, wo er dir Wachen im Dienst ist!“, rief Vissi mit bitterer Ironie. „Na und der Dintel?“

„Der hat mir noch gar nicht gegeben. Weißt, mir ist so bekommen, wie wenn er mir hätte den ganzen Tag was sagen wollen. Aber keine Frau hat uns keine zwei Minuten lang allein gelassen, weil Sie so ganz so gemacht hat, daß Sie mich so drückt. Wie ich mich nicht nehmen wollen, da hat Sie gesagt, ich soll's net stören, weil er grad schlief. Ich glaub's nicht, daß er g'fallen hat, denn weißt, um die Zeit ist er g'wöhlich grad am allermüdesten. Weißt Du, ich hab' mir mit-“

Vissi machte die Achseln: „Meinst vielleicht, von der hält es was erwart? Ich geh zu, red'n mir was an oder ererem.“

„Ja, recht hast“, berietete Kathi rath, zog Vissi Arm durch den ihren und begann mit ihr umherzuwandern. Sie waren im Berliner Zimmer miteinander allein geblieben, während die Majorin im Saale mit Vissi ihres Wubi die Streifen angab.

„Uns mußt mir ja'n, du: ist des was, daß du jetzt abend der Herr Krzejewich kommt und daß gleich Verlobung gefest wer'n soll?“

(Fortsetzung folgt.)

Geistes.

Ein Opfer des Berufes. und Sie schweigen dazu, Frau Rechtsanwältin, wenn Ihr Mann so hat nichts aus dem Leib heimgeführt?

„Was soll ich Ihnen, Frau Näthin, er hält dann immer so glänzende Verteidigungsreden.“ (Achtung Heiter.)

Parteitag der Österreichischen Sozialdemokratie.

Oras, den 2. September 1900.
Nachmittags-Sitzung.

Aus dem Bericht der Mandatsprüfungskommission ergibt sich die Anwesenheit von 99 Delegierten, von denen 85 stimmberichtig sind.

Die unauflöslich eingetragenen Deputierten der österreichischen Arbeitervereine werden von Parteitag begrüßt; einstimmig wird beschlossen, eine Sammlung für sie zu veranstalten.

Ueber den Punkt: Parlamentarische Tätigkeit wird einmütig beschlossen. Einmütig wird der Fraktion das volle Vertrauen der Partei ausgesprochen.

Der nächste Punkt der Tagesordnung ist die Parteitalistik.

Dr. Viktor Adler: Wir müssen in einem Lande wirken, wo auch nur politisch zu leben eine große und schwere Arbeit ist. Neben der Schwierigkeit, sich überhaupt mit Politik und seiner Politik abzugeben, hat die Sozialdemokratie die schwere Aufgabe, die Interessen der Arbeiterklasse in dieser Situation zu vertreten. Während der Zeit der ungläubigsten Wirren hat die Organisation und politische Erziehung der Arbeiterklasse nicht still gestanden. Politisches Wirken war uns nicht vergönnt, aber wir hatten genug zu tun, das Proletariat von der Anziehung des Feindes abzuhalten und die österreichischen Arbeiter frei zu halten. Wir haben während der ganzen Zeit schwere Mühe gehabt, jene Stimmung der Bevölkerung, die alle bürgerlichen Parteien ergriffen hat, jene Stimmung abzuwenden, worunter alle Klassen in Österreich litten, von den Arbeitern fern zu halten. Wir haben den Versuch gemacht, jene Stimmung zu durchbrechen, was ist, wir zeigen den Weg, der gegangen werden sollte.

Und nicht nur die politische, insbesondere auch die gewerkschaftliche Dramatik ist während der ganzen Zeit des politischen Kampfes gewachsen. Wir haben große Fortschritte gemacht trotz der Schwermut der bürgerlichen Parteien, denen ein blühendes Wahlrecht ermöglicht, neben der Sorge für ihre Interessen nebenbei noch die Statistiken der Arbeiterfreundlichkeit zu pflegen. (Bravo.)

Es ist schwer, in dieser Lage unsere tatsächlichen Grundzüge für die Zukunft zu erörtern. Weiter geht nicht, es kann uns nicht einfallen, den bürgerlichen Parteien in den Arm zu fallen, wenn sie das Parlament, ihr Parlament, zerstören wollen. Aber gleichzeitig ist uns wieder das Schicksal dieses Parlaments, noch das Schicksal dieses Staates. Die österreichische Arbeiterpartei vertritt sehr gut den Beruf, das Wohl Österreichs. Ich möchte sogar behaupten, sie vertritt selbst den Fortschritt des Österreichs. (Heiterkeit.) Was sie aber nicht vertritt, das ist die enge Schranke zwischen Leben und Sterben, dieses nicht Sterben wollen und nicht leben können, diese Unmöglichkeit, den geringsten politischen Fortschritt zu machen. Was ist in den letzten drei Jahren geschehen? Der Feind hat sich nicht entfernt, er hat sich nur vergrößert. In fünf Minuten erledigt. Bei uns aber folgte es eine ungeheure Anstrengung. Geschehen ist sonst rein gar nichts.

Wenn Sie die bürgerlichen Parteien nach ihrem Programm und ihrer Tatkraft fragen, dann erheben sie den Anspruch, in Österreich mehr deutsch leben zu wollen, sie kommen sich aber nicht selbst zu helfen. Sie können sich aber nicht darüber vorstellen. (Große Heiterkeit.) Die Schwierigkeit ist die, daß in diesem Lande Deutsche und Slaven miteinander existieren müssen. Der Feind erhebt sich über die Köpfe der bürgerlichen Parteien und nicht den geringsten Anlaß. Wir sind weit davon entfernt, die Schwierigkeiten zu unterlassen, die wir in Österreich mit der Nationalitätenfrage, d. h. damit haben, daß Nationen in verschiedenen Stadien der Entwicklung und einander gegenüber stehen. Wir haben die Schwierigkeiten nicht durch die Zuspitzung der Gegensätze, durch ihre Vergütung, durch die Auflockerung des Chauvinismus bis zur Verleumdung nicht gelöst werden. Mit den alten Formeln ist nicht mehr auszurichten. Wenn Österreich leben will, so muß eine gründliche Umwälzung an ihm vorgenommen werden. Der Feind ist dies, was wir uns nicht vorstellen können, während es so dem einen Schicksal entgegengeht, neben dem die Zustände in der Türkei blühend sind. (Bravo.)

Die Umwälzung muß darin bestehen, daß Österreich erst in seine nationalen Elemente zerlegt wird, um dann in eine neue Einheit, wenn eine solche wird, umschlossen zu werden. Die Umwälzung muß in der Weise sein, daß diese Umwälzung kommen wir aus dem Gumpi nicht heraus. Das Zweite aber muß sein, daß mit dem alten Form der feudalen Monarchie, mit dem verkappten und offenen Absolutismus abgedrückt wird; die neue Zusammenfassung autonomer, nationaler Gebiete ist nur möglich, wenn die demokratische Grundanlage. (Bravo.) Österreich braucht die Revolution, um zu leben; verdrängt es die nicht, dann stirbt es nicht einer tragischen, schönen Tod, sondern verreckt elend auf dem Schindbrett der Weltgeschichte. (Bravo.)

Das ist das Ziel, worin wir kämpfen und dadurch unterscheiden wir uns sofort von allen anderen Parteien Österreichs. Der Nationalische Gerad hat von dem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Nationen gesprochen. Wenn es wirklich so wäre, dann wäre das Schicksal seiner Nation gefährdeter, als das der Deutschen. Es ist aber nicht Flug und nicht Wahn. Es handelt sich um das Selbstbestehen der Nationen. Die Bourgeoisie der Feudalität, es handelt sich um schwere materielle Interessen, um sehr wichtige Dinge, die aber zu machen sind, wenn man nicht gewalttätig zusammenstößt, was nicht bestimmen bleiben will.

Ich glaube nicht, daß früher abgelöst wird. Wohl aber können wir vor der Welt die Politik der Nationalitäten zu leben. Man spricht von einem Appell an die Wähler, an das Volk. Den Appell an Volk wollen wir auch, aber der Appell an die heutigen privilegierten Wähler ist kein Appell an Volk. Zu diesem gehört Mut, Ehrlichkeit und erster Wille. Mit der reichlichen Auflösung ist nicht getrieben. Wir brauchen ein einheitliches Organ des Volkes, das der von uns gemachten Umwälzung die gesetzliche Form bringt. Will man das nicht, so bekommt man Verwirrungen, die Zeit der besten Agitation für uns. Für uns ist es ein wenig dabei heraus, für Österreich aber gar nichts. Noch sanftmütiger, noch aufrichter werden die Parteien im Parlament einziehen, die Arbeiter aber, um die Regierung hat in Österreich gar kein Programm. Die Idee will ihre Ruhe haben (Heiterkeit) und Ordnung. Wie diese Ordnung, die Verständigung zwischen Tschechen und Deutschen, aber bewirkt werden soll, davon hat sie keine Vorstellung, sie kennt nur die Anziehung an die bestehenden Umwälzungen.

Wenn die Wahlen bevorstehen, dann ist es notwendig, daß unsere gesamte politische Organisation ihren Mechanismus prüft und ergänzt und sich bereit hält zum Kampf. Und das muß unauflöslich nach dem Parteitag geschehen.

Nach in wirtschaftlicher Beziehung werden wir schweren Zeiten entgegen. Wir haben ein Land, ein produktives Land, dessen Wert nicht in der Wirtschaftsgeldigkeit ist. Österreich hat von diesem Aufschwung zu gut wie gar nichts gehabt, am wenigsten

die österreichischen Arbeiter. Wir haben nichts zuzusetzen. Die schwere Kritik, an deren Vorabend wir stehen, werden wir mit empfinden, wenn wir auch den Aufschwung nicht mit anstellen haben. Unsere gewerkschaftlichen Organisationen werden neue ungeheure Summen von Widerstand zu entfalten haben, und die Lebenshaltung nicht herabdrücken zu lassen. Unsere ganze Kraft wird in Anspruch genommen werden. Eins aber haben wir erreicht, das ruhige, einmütige Zusammengehen der Arbeiterklasse aller Zungen Österreichs. Wie haben aus dem allgemeinen Ausdruck des Internationalismus den festen Begriff eines selbständigen nationalen Lebens und der Föderation gezogen. Auch in Zukunft werden wir frei bleiben von der Anziehung des Chauvinismus. Unsere Fraktion hat ein leuchtendes Beispiel dafür gegeben. (Bravo.)

Was nun sagt das alles? Wenn die Wintheit der bürgerlichen Parteien den Parlamentarismus in Scherben schlägt, dann müssen wir zusehen, daß aus den Ruinen etwas Vernünftiges gebaut wird. Wir allein können aus Österreich nichts Vernünftiges machen, dazu ist die Arbeiterklasse zu schwach, zu sehr verarmt. Wenn wir die nächsten Wahlen Österreich nicht machen können, so sind wir auch nicht verantwortlich für sie. Geht Österreich zu Grunde, so geht es in den Händen der herrschenden Klassen zu Grunde. Die Arbeiterklasse hat nicht mit gelündigt, sie hat nicht mitgegeben an die Herrschaften eine Summe, aus der sie den nächsten Wahlen eine Summe und an der politischen Verarmung dieses Landes: sie will auch nicht mit zu Grunde gehen. (Bravo.)

Wir können unsere Kraft nur darauf einrichten, welche Forderungen wir an uns selbst stellen. Wir zeigen den Weg: die nationale Trennung und Föderation Österreichs, die Verleumdung des feudalen österreichischen und böhmisches Staatsrechts, das allgemeine Wahlrecht. Mit diesem Volk werden wir in den Wahlkampf gehen und viele werden mit uns erkennen, daß ein neues Österreich geründet werden muß auf der Selbstständigkeit der Nationen und der Freiheit des Volkes! Das ist unsere Taktik. (Stürmischer Beifall.)

Lokales und Provinzielles.

Halle a. S., 5. September 1900.

Die Anträger und Expedienten des Volksblattes

machen wir schon jetzt darauf aufmerksam, daß zur Vorbereitung einer umfassenden Agitation behufs Gewinnung von Abonnenten die Expedition bereit ist, am 20. ds. ab auf Verlangen eine Anzahl Exemplare täglich gratis abzugeben. Wir hoffen, daß davon eifrig Gebrauch gemacht wird, um auch in neuen Quartal die Abonnentenziffer des Volksblattes zu erhöhen.

*** Die noch ausstehenden Fragebogen für die Wohnungs-enquete sind im Arbeitersekretariat beim Genossen Wüdenberg abzugeben.**

*** Von der Steinzeigerbewegung.** Man schreibt uns: Die Berliner Steinzeiger und Kammer, die vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt haben, jede Unterbrechung, Nacht- und Sonntagsarbeit bei allen den Firmen strikte zu verweigern, welche seinerzeit leipziger Steinzeiger entlassen, bezogen sich genaugenau, solche einzustellen, haben mit diesem Vorhaben einen vollständigen Erfolg zu gunsten ihrer leipziger Kollegen errungen. Sie haben durch die Aufhebung ihrer gemeinsamen Organisation die Berliner Innungsmeister gezwungen, ihren leipziger Innungsstellen die Solidarität direkt zu kündigen. Gestern fanden die diesbezüglichen Verhandlungen des Gesellschaftschießes mit der Berliner Innung im Besien des Obermeisters Hoffmann-Leipzig statt und das Resultat derselben war, daß die Berliner Innung beschloß hat, es jedem Meister zu überlassen, nach Bedarf leipziger Steinzeiger einzustellen! Das ist die direkte, unerbittliche Aufhebung aller vorangegangenen Innungs-Verbandstabsbeschlüsse! Nun wird ja wohl die leipziger Steinzeigerinnung ihre Jönig vor sechs Wochen ausgesprochene Drohung wahr machen, nämlich aus dem Verband auszufcheiden, da ihr nun ihr ausdrückliches Einverständnis gegeben ist, die Aufhebung sämtlicher leipziger Innungen zu fordern, so schände verweigert wurde. Die Berliner Steinzeiger, obwohl nur eine der kleineren Gewerkschaften, haben damit aber den Nachweis glänzend geführt, daß an der Solidarität der Arbeiter die Solidarität des Unternehmertums elend zerfallen muß.

Das ist sicher auch ein gutes Omen für die Bewegung der Halleischen Steinzeiger. Die Situation ist im übrigen unverändert. Ein großer Teil der Streikenden ist gefahren abgereist. Ein weiterer wird heute folgen.

*** Ein Stützenwäcker.** Mit einer großen Ausdauer verfolgte der Polizist Nr. 163, von dem wir gestern unter obiger Signatur berichteten, sein Ziel. Denn die Begrenzungsgelände nicht nur die Wäcker, sondern auch die Wohnung der Eltern des Mädchens. Die uns gemachten Mitteilungen belegen folgendes: Das 10jährige Kind des Arbeiters Stamm, wohnhaft in Gieschensien, Adolfsstraße 9a, kam mit ihrem Onkel, dem Landwirt Wegel aus Nellen bei Könnern, in das Restaurant zur Stadt Saalfeld in der Bucherstraße. Der Polizist Nr. 163 war dafelbst anwesend. Bald darauf sagte dieser zu dem Mädchen: „Du hast dich wohl schön öfter an der Saale herumgetrieben?“ Das Mädchen, jedenfalls durch den Ton der Worte und die Uniform eingestrichelt, sagte Ja. Darauf nahm er das Mädchen in eine nebenan gelegene Stube, angeblich um den „Fall“ zu unterreden. Nach ca. 10 Minuten kamen beide, Polizist und Mädchen, wieder heraus und der Beamte sagte: „Saum gläubig — zu Wegel! Also Sie sind bereits verheiratet, das Mädchen schon früher gebraucht, die bereits Landbesitzer war erst ganz erstaunt über das Benehmen des Polizisten, es kam zu einem Wortwechsel und schließlich zu einer kleinen Rempel. Der Landwirt ging fort und suchte nach einer Polizeibeamte, um sich vor den Ausschreitungen des Beamten schützen zu lassen. Eine treffliche Satire! Der Polizist aber begab sich mit dem Mädchen in die Adolfsstraße 9a. Die Wohnung war verschlossen und der Bruder des Mädchens, ein 15jähriger Knabe, hatte den Schlüssel, da die Eltern nicht zu Hause waren. Auf Weisung des Polizisten schloß der Junge auf und das Mädchen und der Polizist waren wieder allein. Der Junge, der sich weggeben hatte, kam indes sofort wieder. Der Beamte gab ihm nun 20 Fig., er solle einen Koffer Papier holen, angeblich, damit er — der Polizist — sich Notizen machen könne. Das übrigbleibende Geld konnte der Knabe behalten. Inzwischen aber war Wegel in das Haus gekommen und teilte Hausbewohnern seine Ergebnisse mit. Diese begaben sich an die Türe der Wohnung der Eheleute Kammer und wollen durch ein in die Stube führendes kleines Fenster gesehen haben, daß der Polizist unzüchtige Handlungen vornahm. Er soll indes nur zu einem Verleide

gekommen sein, da der unterjüngende Arzt an dem Mädchen keinerlei Verletzungen feststellte.

So die Erzählung des Vaters des Mädchens. Berufen sie auf die Polizei, dann hat sich allerdings der Polizist nicht nur eines Züchtigungsverfahrens, sondern auch einer Verleumdung seiner Amtsbefugnisse schuldig gemacht. Daß ein Beamter sich so weit vergesse, kann, hält man kaum für möglich. Der Polizist sitzt in Unterjüngenschaft und die spätere Verhandlung wird ja ergeben, ob unsere Mitteilung den Tatsachen entspricht.

*** Beleuchtet Haus- und Treppentüre.** Die Tage nehmen rasch und rascher ab, so werden sich alsbald auch wieder die Klagen über verpörrate oder mangelhafte Beleuchtung der Haus- und Treppentüre erheben. Es sei zur Vermeidung von Polizeistreifen und empfindlichem Schaden und Schmerzensgeldern darauf hingewiesen, daß jeder Eigentümer eines Grundstücks verpflichtet ist, die Haus- und Treppentüren angemessen zu leuchten, und zwar schon vor dem Eintritt völliger Dunkelheit. Die Beleuchtung hat auf sämtlichen Treppentritten und Zuren, die jedermann zugänglich sind, also gleichsam dem öffentlichen Verkehr dienen, zu geschehen. Die Beleuchtung muß nach den Bestimmungen der Polizei derartig sein, daß ein deutliches Erkennen der beleuchteten Räumlichkeiten möglich ist. Für Unfälle, die durch Nicht- oder mangelhafte Erfüllung dieser Bestimmung veranlaßt werden, ist der Hauswirt oder dessen Stellvertreter haftbar, der einer empfindlichen Strafe verfallen kann. Unsere Hausbesitzer haben seit einigen Jahren außer so vielen anderen Klagen auch das Verlangen der Polizei auf die Beleuchtung der Treppen seitens der Mieter vorgebracht. Verpflichtet sind jedoch die Hausbesitzer; sie haften auch für den event. Schaden der durch Nichtbeleuchtung einer Treppe entsteht. Daran zu erinnern, ist gerade jetzt besonders angebracht.

*** Ueber den Einbruch in der Bernharbstraße** schreibt der Generalanzeiger noch: Bei ihrer Vernehmung hat die Frau, welche demnächt Mutter werden will, an, am Sonntagabend gegen 11 Uhr ins Bett gegangen, das Bett war mit der Bettdecke, die Kissen und Kissenbühnen verschlossen und, wie sie es jeden Abend thut, unter die Bettdecke, sowie hinter die Schranke zugelehnt hatte. Sämtliche Fenster habe sie sorgfältig geschlossen, nur in der Schlafstube habe sie das oben etwas offen gelassen und an den unteren Fenstern vielleicht nur die Rollläden geschlossen. In der Nacht sei sie durch ein Geräusch erweckt und habe aus ihrem Bett gesehen, wie ein Mann bei dem Scheine einer kleinen Laterne, wie sie die Bettträger haben, eine auf dem Tische in der Wohnstube stehende Schale durchwühlte. Sie sei aufgesprungen, und nachdem sie einen Augenblick überlegen in die Wohnstube gegangen. So bald sie die Stube betreten, habe ein Genosse des Einbrechers, der hinter der Thür versteckt gemerkt sei und, wie sie genau gesehen habe, eine fleischfarbene Mäse getragen habe, ihr mit einem Kattentuch oder einem Stoff einen wuchtigen Schlag auf den Kopf versetzt. Einbrecher getrieben sei sie weiter in die Wohnstube gezwungen, wo sie, wie sie erzählt, auf den Boden der Wandbühne gekrochen und gefesselt habe. Das es 12 1/2 Uhr gewesen sei. Nun sei der zweite Einbrecher auf sie zugegriffen und habe ihr die Hände mit einer Schmir gelblich, während der andere mit der gehaltenen Faust sie heftig auf die Nase geschlagen und die Hand gefaßt habe. Die Frau habe sich in die Ecke gedrückt und in die Hände geklopft, wo sie weitere Schläge auf den Kopf und auf die Nase bekommen habe. Dann sei ihr das Gesicht gezeichnet und sie habe erst wieder äußere Einbrüche empfangen, als sie im Bett gelegen und der Arzt sich mit ihr beschäftigt habe. Die Polizei habe sie weiter in die Stube geführt, wo sie weiter erzählt. Die Diebe haben nach den Angaben der Frau aus einem kleinen Kästchen, welches im Versteck stand, drei Thalerstücke genommen, dagegen haben sie eine ziemlich große Schachtel, die sich in demselben Behälter befand und in der nichts als ein Zehnmärk- und ein Zweimärk- Stück befanden, gefunden. Die Verbrechen sind in der Stube geschehen und auf dem Versteck liegen lassen. Es ergibt sich unklarlich, weshalb die Verbrecher die zwei Geldstücke und die wenigen Verbrechen erst unzulänglich verpackt und dann noch liegen lassen, anstatt dieselben, wie die drei Thalerstücke, welche in der kleinen Versteck lagen, einfach in die Tasche zu stecken. Auch bleibt auch, was wieder im Fenster noch in der Wohnung Schmutz bemerkbar war, während nach den Feststellungen verhältnismäßig viel hätte gefunden werden müssen. Missethat ist es ferner, daß die Diebe, welche das Schließelband in den Händen hätten, nicht einfach durch die Thür in die Wohnung vertrieben, sondern erst in der Stube selber über verschiedene Umkleidekabinen kletterten. Weiter muß noch aufgeführt werden, wie die Frau liegen konnte, daß der im Dunkeln versteckte Verbrecher eine fleischfarbene Mäse vorgebunden hatte und wie die Frau von zwei fremden Männern zu furchbar bedroht, bei dem Scheine einer Leuchte die die Diebe im Versteck der Wandbühne gefaßt hatten, daß am Sonntag höhere Wertmale von Schlägen auf den Kopf und Nase nicht zu finden waren, bedarf auch noch näherer Feststellungen; der Arzt hat in seinem Atteste, die Frau habe an ihrem Kopf eine Gehirnverletzung erlitten und sei an diesem Tag gestorben. Nach der gesamten Sachlage kann angenommen werden, daß ein Diebstahl verübt worden ist, ob aber die Angaben der Frau in allen Punkten der Wahrheit entsprechen, darüber können erhebliche Zweifel bestehen, obwohl natürlich nicht gelagt sein soll, daß die Frau bemut unrichtige Angaben gemacht hat.

*** Explosion von Feuerwerkskörpern.** Bei einer größeren Feuerwerksfabrik hat der unteren Saale, so berichtet die hiesigen Blätter, wollten sich einige Feuerwerksmeister von einem kleinen Boote aus als Ausflugsverweilern produzieren, doch geriet durch irgend eine Unvorsichtigkeit das Bündel Feuerwerk in Nähe in Brand. Ueber noch daran zu denken war, die Gefahr zu beseitigen, erfolgte die ersten Explosionen, denen sich immer mehr und mehr Arbeiter, Rationensoldaten usw. anschloßen, wodurch die Feuerwerks-Diktanten in Lebensgefahr gerieten. In seiner Angst sprang der eine, der des Schwimmens kundig war, über Bord und brachte sich in Sicherheit, während der andere, ein Nichtschwimmer, sich der Länge nach auf den Boden des Bootes war und auf diese Weise ebenfalls in Sicherheit überlebte, während der dritte und feuergefährliche Körper sich natürlich große Aufregung, da man wegen des dichten Aufwandes den Verlust des gefährlichen Abenteurers nicht bezogeln, auch wegen der vielen Explosionen, die ersten Explosionen, denen sich immer mehr Arbeiter, Rationensoldaten usw. anschloßen, wodurch die Feuerwerks-Diktanten in Lebensgefahr gerieten. In seiner Angst sprang der eine, der des Schwimmens kundig war, über Bord und brachte sich in Sicherheit, während der andere, ein Nichtschwimmer, sich der Länge nach auf den Boden des Bootes war und auf diese Weise ebenfalls in Sicherheit überlebte, während der dritte und feuergefährliche Körper sich natürlich große Aufregung, da man wegen des dichten Aufwandes den Verlust des gefährlichen Abenteurers nicht bezogeln, auch wegen der vielen Explosionen, die ersten Explosionen, denen sich immer mehr Arbeiter, Rationensoldaten usw. anschloßen, wodurch die Feuerwerks-Diktanten in Lebensgefahr gerieten. In seiner Angst sprang der eine, der des Schwimmens kundig war, über Bord und brachte sich in Sicherheit, während der andere, ein Nichtschwimmer, sich der Länge nach auf den Boden des Bootes war und auf diese Weise ebenfalls in Sicherheit überlebte, während der dritte und feuergefährliche Körper sich natürlich große Aufregung, da man wegen des dichten Aufwandes den Verlust des gefährlichen Abenteurers nicht bezogeln, auch wegen der vielen Explosionen, die ersten Explosionen, denen sich immer mehr Arbeiter, Rationensoldaten usw. anschloßen, wodurch die Feuerwerks-Diktanten in Lebensgefahr gerieten.

*** Das Wetter im September und Herr Rudolf Falk.** Von September hat Herr Rudolf Falk, ein hiesiger Landwirt, bis 6. September, meist von Gewittern flammende, sehr ausgebreitete und stürmische sehr ergiebige Regen treten innerhalb dieser Gruppe mehrmals auf. Die Temperatur liegt verhältnismäßig niedrig. — 7. bis 13. Septbr.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 6. September

Nr. 36

Sein Dämon.

Erzählung von Ernst Krewski.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Als stünd' ein Dämon hinter ihm, der ihm die Hand führte, die Pressen und Stempelformen dirigierte: so unheimlich sicher war alles von staten gegangen. Nicht ein einziges Mal, daß die Arbeit mißglückt wäre. Sondern Stück um Stück von den klar geprägten, wenn auch nur zart auf chemisch-technischem Wege mit Gold überhauchten, tadellos polierten Trugmünzen fügte sich zu einander. Nur immer mehr! Immer mehr! Nur nicht geruht und geraset . . .

Was klopft das Herz nur so? Regt sich nicht doch das Gewissen . . . ?

Ja, wie das gleißt und funkelt! Wie das prahlt in Lampenschirmen! Und das alles das Wert eigener Hände!

Fiebernd wühlte Emil in den Münzen umher. Eine große Kaffette voll — und noch immer mehr! Glockner hat es ja übernommen, das Falschgeld umzusetzen. Dann unbändig viel echtes Gold in der Tasche — und auf nach Monte Carlo . . .

Am Kasino! —

Welch' Fremdengewinn! Welch' Sprachengewirr! Champagnerfüßel knallen. Gläser klirren. Der Spieltisch ist dicht und drängt von listernen Cassern und goldgerigen Pointeurs. Fast kein Laut. Nur das Klopfen der Pulse macht sich im tonlosen Ansagen des Bankiers und dem Klirren und Rascheln des Gold- oder Papiergeldes vernehmbar. Und die Scheibe rottiert und die Kugel rollt im Kreise, Gewinn, Verlust hier, da — und so geht das fort von Spiel zu Spiel . . .

Glockner beobachtet immer noch Zurückhaltung. Sein lauernder Blick folgt der Hand der Kroupiers, der girenden Scheibe, der Kugel. Endlich zieht er die Brieftasche, setzt da und dort, wie das Ergebnis seines Studiums zu kontrollieren, kleinere Beträge. Es glückt: — gewonnen! Gleichgiltig streicht er weg. Setzt wieder, da und dort in verschiedenen Kombinationen. Die Chance entspricht wieder der Kalkulation. Unablässig blinzelt sein Blick von der Hand des Kroupiers zur Scheibe und Kugel. Wieder Gewinn. So geht das in progressiver Steigerung der Points fort. Man ist aufmerksam geworden; man drängt sich rundrum. Zu schwindelnder Höhe steigen die Zahlen. Wie wird das enden? Alles folgt der Bewegung der Scheibe, der Kugel. Jetzt hemmt sie mächtig den Lauf. Jetzt steht sie einen Moment, wie unschlüssig: Wohin? Plötzlich nimmt sie, hin und her taumelnd, ein sicheres Ziel . . .

Hallo! die Bank gesprengt! — Wildes Schreien und Lärmen! Hassblitzende Augen, drohend geballte Fäuste! — Kaltblütig lächelnd streicht Glockner die Haufen Banknoten und Berge funkelnden Goldes weg: — Eine halbe Million . . . ha! Welcher Reichtum . . . !

So phantasiert Emil fort und wühlt lachend in den Münzen, die er mit beiden Händen ausstreut und wieder in die Kaffette wirft . . .

„Emil — —!“

Er hat Hanna nicht kommen, nicht seinen Namen nennen gehört. Seine Sinne sind von gleißenden Traumphantasien entrückt . . .

Hanna ist dicht an ihn herangetreten. Sie rüttelt ihn.

„Emil — —!“

Endlich! — Wie verwundert starrt er das Mädchen an.

„Was soll das da . . .?“ Sie deutet auf die am Boden rings umher verstreuten Münzen und auf die gefüllte Kaffette. „Das — da . . .?“ Alles für Dich — Schatz!“ Und jubelnd springt er auf und breitet verlangend nach ihr die Arme.

Sie weicht erschrocken zurück:

„Woher hast Du das Geld . . .?“

„Das — das ist — mein Wert . . . Für Dich —“

Er spricht es stotternd.

„Emil — —!“ stöhnte sie auf. „Und das mir . . .?“

Dhummächtig fällt sie zurück . . .

So weit also war's gekommen: er, den sie liebte mit jeder Faser ihr's Herzens, ein — Verbrecher . . . Es war ihr unsagbar, daß dies Treuaug lügen, daß dieser Mensch, dessen Wesen ihr bisher wie ein Kristall so rein erschienen war, eine schwarze Spiegelbergseele in den Tiefen seiner Brust bergen könnte. Der Gedanke peinigte sie Tag und Nacht — ließ sie nicht mehr los . . . Was das Leben ihr bieten zu wollen geschienen hatte nach freudloser Jugend — nun sah sie plötzlich jede Blüte verdorrt, jede Freude vergiftet, sich entehrt . . . Ihr Heim kam ihr vor wie eine Spitzbubenherberge; und sie selber dünkte sich eine Verbrecherin . . . Jeder freundliche Blick und Gruß der Hausbewohner durchbohrte sie wie ein Dolchstich. Sie vermochte ihr Auge nicht mehr ohne Schauer aufzuschlagen, wähennd, daß darin jeder ein furchtbares Geheimnis lesen mißte.

Schon im frühen Morgendämmer stahl sie sich förmlich aus dem Hause und kehrte erst spät abends heim, wenn es stiller geworden war im Hofe und auf den Stiegen.

Am liebsten ginge sie gleich fort und käme nicht mehr wieder. Aber was sollte dann aus Emil werden? Seine verbrecherische Beschäftigung kam schließlich doch auf, und davon würde man auch sie geheimer Konspirationen verdächtigen. Nein, sie wollte, sie konnte Emil jetzt nicht verlassen! Auch war nicht verschüttet. Niemand argwöhnte gegen Emil, weil er momentan ohne Beschäftigung war. Kannte ja doch jeder im Hause fast jeder die brutale Herrschaft des Kapitalismus, die dem, der nicht ihr willenloser Sklave, einfach den vernichtenden Eisenfuß auf den Nacken setzt, aus hundertfacher Gefährdung . . . Emil aber brauchte ja nur zu wollen, und ihm böte sich bei seiner Tüchtigkeit gar leicht ehrenvolle Berufstätigkeit. Ihn auf diesen Weg zu bringen, das war Hannas einzige Hoffnung. So drang sie in ihn mit Güte und Milde, mit ernstest Vorstellungen und bitteren Thränen . . . Alles schien indes vergeblich zu sein.

Nicht als ob sich Emil diesen Einwirkungen verschlossen hätte. Aber seine Willenskraft schien total aufgehoben. Sein ganzes Wesen wirkte unter der fixen Bahnidee des mit dämonischem Goldgejankel lockenden Reichtums. Da wuchs seine Phantasie riesengroß. Da schwelgte sie verzückt in poetisch-kühnen Bildern und Vergleichen und erhob sich, ihrer selbst nicht achtend, zu ikarischen Sonnenflügen, wohin kein Gewissensmahner mehr zu folgen vermochte.

Hanna litt unter dem ewigen Kampf der Liebe und Selbsterhaltung unsägliche Qualen. Wenn es ihr nicht gelänge, Emil von seinem unsäglich sträflichen Thun abzubringen, wie sollte das nur enden! Denn es handelte sich ja nicht bloß um ihn — nein, auch ihre Ehre, ihre Existenz war aufs äußerste gefährdet. Durch Zufall könnte ja doch eines Tages etwas, war's auch nur eine leise Vermutung, verlautbaren. Wer vermöchte dann diesen Makel von ihrem Leben zu tilgen? . . .

Sie flehte — sie drohte! Da war Emil doch erschrocken! Aber nicht lang — und der Dämon hatte ihn wieder . . .

So ging das nicht mehr! Tag und Nächte durch hatte Hanna mit sich gekämpft — nun war sie am Punkt zu verzweifeln!

Aber sie mußte Emil retten — und sich, bevor es zu spät . . .

Plötzlich kam ihr da in marternder Angst und Sorge ein hoffnungsfroher Gedanke. Sie erinnerte sich eines Jugendfreundes ihres unglücklichen Vaters, der damals als Assessor im Polizeiamt hängig gewesen war. Wenn sie nun den unter zarter Erinnerung an jene freundschaftlichen Beziehungen anginge, ihr ratend zur Seite zu treten?

Es war ein kurzer Brief, den sie demselben schrieb, dessen Tragik in dem Sage gipfelte: „Mein Bräutigam will trotz meiner Ermahnungen nicht arbeiten. Ich bin des Lebens überdrüssig, weil er ein Falschmünzer ist . . .“

Noch am selben Abend beförderte Hanna den verhängnisvollen Brief zur Post — und schon seit Wochen waren die beiden nicht mehr so glücklich beieinander gewesen . . .

Ein düsterer, wolkenverhangener Februarmorgen war zögernd heraufgekommen. Sturm und entsetzliches Schneegestöber. Ach, wenn die stiebenden Flocken doch jedes Schuldgefühl begruben . . . Hanna hatte schon mehrmals durchs gardinenverhüllte Fenster hinausgesehen, ob sich denn nicht bald der Himmel lichten würde . . . Was war das nur? Volkerte es nicht wie von schweren Tritten auf der Stiege? In allen Stockwerken war's rasch lebendig geworden; an der Flurthür ließen sich Männerstimmen vernehmen.

Hanna trat zur Thür und öffnete: — Born ein Herr in Zivil, im Hintergrund zwei blinkende Polizeihelme! Das Mädchen taumelte entsetzt zurück . . .

Der Kommissar trat ins Zimmer.

„Sind Sie Fräulein Hanna Keller?“

„Ja.“

Er zog nun aus der Rocktasche ihren Brief:

„Haben Sie den geschrieben?“

„Ja.“

„Wo ist Ihr Bräutigam?“

Hanna zeigte stumm nach der Nebenthür. Der Kommissar öffnete sie behutjam. Emil saß vor brennender Lampe in Ofen-nähe bei eifriger Polsterarbeit.

„Sie sind Emil Neubert . . .?!“

Der Gefragte konnte vor Schreck kein Wort herausbringen, und das Werkzeug entfiel seinen zitternden Händen . . .

„Na, da haben wir den sauberen Kujon ja mittendrin! Mehr braucht's nicht,“ rief lachend der Kommissar.

Auf seinen Wink traten die beiden Uniformierten heran. „Da! — Legt ihm Handschellen an und führt ihn ab. Aber möglichst rasch und ohne Aufsehen . . .!“

Damit winkte er den Polizisten, die, den Häftling in der Mitte, zur Zimmerthür schritten.

Auf der Schwelle drehte dieser sich noch einmal kurz um — ein unsäglich schmerzvoller Scheideblick traf das arme Weib . . . Hinter dem Kommissar krachte die Thür ins Schloß. Hanna lehnte freidebleich und regungslos, gleich einer Marmorstatue, an der Wand, den stieren Blick auf die Thür geheftet. Gott, so hatte sie es ja nicht gewollt! Wenn sie das doch geahnt hätte . . . Doch nun war's aus — für immer . . . Keine Thräne trat ihr ins Auge — tot jedes Gefühl . . . Geschändet, geächtet, um ihr Liebstes gebracht: was sollte sie nun noch auf der Welt? Tot! tot! . . .

Von unten herauf drang lautes Stimmengewirr. Schon polktert's hastig die Stiege empor, das neugierige Menschenpaar — da springt Hanna, eine Wahnsinnige, mit einem Tigersatz zum Fenster. Blühschnell ist's aufgerissen — und mit gellendem Verzweiflungsschrei stürzte sie sich in den gepflasterten Hof hinab, wo sie nach wenigen Zuckungen verschied . . .

Ein Stück Kaliko.

Ein paar mit der Kaufmannsschere herabgeschchnittene Ellen bunten Fahnenstoffs sind doch nicht mehr als ein paar Ellen Leinwand oder Kaliko. Werden sie jedoch an eine Flaggenstange befestigt, dann macht sich der Unterschied sofort bemerkbar. Der Stoff beginnt sich wunderbar zu metamorphosieren. Vor allem beginnt er zu „wehen“, zu „flattern“, und sobald der farbige Fegen „wehet“, wird die Sache ernstlich. Wir entdecken plötzlich, daß er „tausendjährigen Kämpfen und Stürmen getrogt hat“. Das Stück Kaliko wäre ja ganz harmlos, würde es nicht wehen und flattern, aber sobald er dies thut, ist das Unheil fertig. Seine wehenden Falten scheinen überallhin die Mikroben des Jingohebers zu verbreiten, das die Welt von einem andern andern verleidet. Der Dichter ist gewöhnlich das erste Opfer dieser Infektionskrankheit; er bricht in Verle von „Ruhm und Geldentod“ aus und besingt mörderische und blutige Dinge.

Der Politiker, der solche Flaggenstoff-Bazillen schluckt, fängt an sich aufzuregen und zu fiebern, und hat die Krankheit ihren Höherpunkt erreicht, so schreit und tobt er, mißtraut den anderen Nationen, insultiert seine Bundesgenossen, wird zeitweilig wahnsinnig, und bezahlt schwere Steuern ohne jegliches Nutzen. Dies letzte Symptom ist das schlimmste, aber zugleich auch das hoffnungsvollste. Danach wird der Patient manchmal wieder gesund.

Die kleinen Mikroben dringen bis auf die Kanzel und üben dort ihre tödliche Macht auch auf die Geistlichkeit aller Glaubens-gattungen, am stärksten aber auf die Postavläne aus.

Der Einfluß des Krankheitskeims wird bei öffentlichen Ban-tetten schneller empfunden als sonstwo, denn er gedeiht dort am besten und lebt im Alkohol fort. Mit Champagner genährt, ist die Wirkung der Flaggenbazillen eine höchst merkwürdige; der Patient bricht mit kräftiger Stimme in den Ruf aus: „God save the Queen“ und „Rule Britannia“ oder je nach dem Schauplatz: „Allons enfants de la patrie“ oder „Heil Dir im Siegerkranz“. Für dieses Stadium des Uebels ist Sodawasser dringend zu empfehlen, obwohl das Mittel nicht gerade unseh-bar ist.

Alle diese Wirkungen schlummern nun in einem Stück Kaliko.

Aber die Sache hat auch ihre traurige Seite, und Leid und Tod, Verwüstung und Elend bringt oft das Wehen des Flaggenstoffes mit sich. Die Menschen werden plötzlich kriegerisch und begehren, gegen jemand geführt zu werden, den sie umbringen können. Dieselben Fahnenstoffe, die fried-lich einen Kridet-Spielplatz abgrenzen oder die Musiktribüne schmücken, sie verwandeln Menschen in Teufel, sobald sie zu „wehen“ beginnen. Solch ein einfaches Stück Kaliko schafft Wirren und Wägen, verursacht Herzeleid und Tränen von Thronen. Es ruft laut nach Kanonen und Gewehren, nach Schüssen, Pulver und Bomben. Aus jeder Falte flattern Mord, Tod und Schlachten, wenn die Brise sie anmutig bewegt.

Wir hatten in der letzten Zeit viele wehenden, fliegenden Fahnenstoffe.

Er wehte in Südafrika und im Sudan. Er wirbelte durch die Luft in Afghanistan und flattert jetzt doppelt in China. Wir sahen ihn über Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria und seine bedeutungsvollen Schwingungen füllten die Länder mit Stöhnen und Flüchen und vergifteten die reine Gottesluft mit den Miasmen verwesender Leiber. Jedes Wogen des Stoffes hat Menschen niedergemäht, gleichwie die Sense des Schnitlers im Juni Gras und Klee zu Boden legt. Und auch jetzt löst das Stück Kaliko wieder flattern. Die Welt ist erfüllt mit Blutdurst . . .

(Die folgenden Ausführungen, die sich mit Reden des Deutschen Kaisers befassen, können wir aus Gründen der in Deutschland hausenden Majestätsbeleidigungs-Prozessepidemie nicht wiederholen. D. Red.)

Welch abstoßendes Schauspiel von Sünde und Bosheit läßt sich da mit Religion in Einklang bringen. Die Jingoorienter beten: „Laß unsere Fahnen siegreich wehen, o Gott, und schütte Tod und Verderben aus über die Yuren, die uns so schwer beleidigt haben.“

Und zu gleicher Zeit steigen zum Himmel auf die Gebete von Krüger, Steijn, von De Wet, Botha und Snyman:

„O Herr, töte, vernichte und strecke sie nieder mit Deinen Todespfeilen, die Engländer, die uns unser Land und unser Heim rauben wollen.“

Und während dieser Chor gen Himmel tönt und den großen Baumeister des Univerzums zum unbestechlichen Schiedsrichter machen möchte, wehen zwei Stück Kaliko (nur in der Zusammen-stellung der Farben verschieden) einander Mißtrauen zu und wecken die niederlaufenden Schrapnells ein Echo zwischen den von Blut triefenden Felswänden. — Welch ein Schauspiel! Im Grunde genommen kein viel merkwürdigeres als es die Thatfache ist, daß all die in China entstandenen Unruhen viel-fach den Anstrengungen der Missionäre entspringen, die unseren Gott solchen Menschen eintrichtern wollen, welche eine andere unsichtbare Gottheit anbeten. Der grüne und der gelbe Drache des chinesischen Flaggenstoffes weist die Zähne des fabelhaften Ungeheuers den „fremden Teufeln“. Und gegen den Drachen wird demnächst eine Flut von Fahnen losgelassen . . .

Die Fahnen sollen zurückgebracht werden, rein, fleckenlos und ohne Makel.

Ist es denn möglich, daß eine Fahne, die den Maxime-schen, den Mordwaffen allen, an denen der Teufel seinen Witz versucht hat — entgegengeschickt wird, ist es möglich, sie wieder unbedeutet heimzubringen? Wenn die Fahnen wieder-kehren, werden sie beschmutzt und besetzt sein! Welch' etelhaftes Scheuheit das alles ist! Warum werden die Namen des Schöpfers und Erlösers und all die Gebete nicht aus dem Spiele gelassen, warum nicht lieber offen und mannhaft sagen: „Ihr habt mich getroffen und ich schlage Euch dafür die Köpfe entgegen?“ Denn nur das ist hiermit gemeint — und dann noch eine Provinz oder dergleichen ins Auge gefaßt als kleines Sanbgeld.

Das Flattern des Stückchens Kaliko ist sehr vollstümlich, trotz seiner düsteren Bedeutung. Wer sind die Leute, die den blutgetränkten Nahmentoff am Ende sorgfältig zu hüten haben? Es sind die Geistlichen. Wer in eine alte Kirche kommt, findet dort die alten bunten Fäden sorgfältig aufbewahrt, die in Stücke gerissen und von den Kugeln im Kriege zerhossen worden sind auf blutiger Walfahrt.

Sie werden hier für alle Zeiten dem Gott des Friedens geweiht!

Northumberian.
(Uebersetzt aus The Reynolds's Newspaper.)

Ein autobiographischer Brief Fr. Niecksches,

an Georg Brandes gerichtet, wird in Berl. Börs.-Cour. veröffentlicht. Er ist vom 10. April 1888 datiert und lautet nach Begleitung der Einleitung: „Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Küzen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs. Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Nieck); es scheint, daß der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher „Mütter“. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole, noch diesen Winter einzeichnete mich die Fremdenliste Nizzas comme Polonais. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matejko's vorkomme. Meine Großmutter gehörte zu dem Willm-Götheischen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Ferders in der Stellung des Generalsuperintendenten Weimars. Ich hatte das Glück, Schüler der ehrwürdigen Schulförtra zu sein, aus der so viele (Klopstock, Fichte, Schlegel, Haube u. s. w.), die in der deutschen Litteratur in Betracht kommen, hervorgegangen sind. Wir hatten Lehrer, die jeder Universität Ehre gemacht hätten (oder hätte). Ich studierte in Bonn, später in Leipzig; der alte Nietzsch, damals der erste Philolog Deutschlands, zeichnete mich fast von Anfang an aus. Ich war mit 22 Jahren Mitarbeiter des Litterarischen Centralblattes (Zarnde). Die Gründung des philologischen Vereins in Leipzig, der noch jetzt besteht, geht auf mich zurück. Im Winter 1868—69 trug mir die Universität Basel eine Professur an; ich war noch nicht einmal Doktor. Die Universität Leipzig hat mir die Doktorwürde hinterdrein gegeben auf eine sehr ehrenvolle Weise, ohne jedwede Prüfung, selbst ohne eine Dissertation. Von Ostern 1869—79 war ich in Basel; ich hatte nötig, mein deutsches Heimatsrecht aufzugeben, da ich als Offizier (reitender Artillerist) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich nichtsdestoweniger auf zwei Waffen: Säbel und Kanonen — und, vielleicht noch auf eine dritte. . . . Es ging alles sehr gut in Basel, trotz meiner Jugend; es kam vor, bei Doktorpromotionen namentlich, daß der Examinand älter war als der Examinator. Eine große Gunst wurde mir dadurch zu teil, daß zwischen Jakob Burckhardt und mir eine herzliche Annäherung zustande kam, etwas Ungewöhnliches bei diesem sehr einsiedlerischen und abseits lebenden Denker. Eine noch größere Gunst, daß ich vom Anfang meiner baseler Existenz an in eine unbeschreiblich nahe Intimität mit Richard und Cosima Wagner geriet, die damals auf ihrem Landgute Triebichen bei Luzern wie auf einer Insel und wie abgelöst von allen früheren Beziehungen lebten. Wir haben einige Jahre alles Große und Kleine gemeinsam gehabt, es gab ein Vertrauen ohne Grenzen. (Sie finden in den gesammelten Schriften Wagners, Band 7, ein „Send schreiben“ desselben an mich abgedruckt, bei Gelegenheit der „Geburt der Tragödie“.) Von jenen Beziehungen aus habe ich einen großen Kreis interessanter Menschen (und „Menschinnen“) kennen gelernt, im Grunde fast alles, was zwischen Paris und Petersburg wächst. Gegen 1876 verschlimmerte sich meine Gesundheit. Ich brachte damals einen Winter in Sorrent zu. Es wurde nicht besser. Ein äußerst schmerzhaftes und zähes Kopfleiden stellte sich heraus, das alle meine Kräfte erschöpfte. Es steigerte sich in langen Jahren bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit, so daß das Jahr damals für mich 200 Schmerzestage hatte. Das Uebel muß ganz und gar lokale Ursachen gehabt haben, und fehlt jedwede neuropathologische Grundlage. Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt; selbst kein Fieber, keine Ohnmacht. Mein Puls war damals so langsam, wie der des ersten Napoleon (= 60). Meine Spezialität war, den extremen Schmerz mit vollkommener Klarheit zwei bis drei Tage hintereinander auszuhalten, unter fortwährendem Schleim-Erbrechen. Man hat das Gerücht verbreitet, als ob ich im Irrenhause gewesen sei (und gar darin gestorben sei). Nichts ist irrtümlicher. Mein Geist wurde sogar in dieser fürchterlichen Zeit erfr. Zeugnis die „Morgenröte“, die ich in einem Winter von ungläublichem Glend in Genua, abseits von Ärzten, Freunden und Verwandten geschrieben habe. Das Buch ist eine Art „Dynamometer“ für mich, ich habe es mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit verfaßt. Von 1882 an ging es, sehr langsam freilich, wieder aufwärts: die Kräfte schien überwunden

(mein Vater ist sehr jung gestorben, erst in dem Lebensjahr, in dem ich selbst dem Tode am nächsten war). Ich habe auch heute noch eine extreme Vorsicht nötig; ein paar Bedingungen klimatischer und meteorologischer Art sind unerlässlich. Es ist nicht Wahl, sondern Zwang, daß ich die Sommer im Oberengadin, die Winter an der Riviera zubringe. . . . Zuletzt hat mir die Krankheit den allergrößten Nutzen gebracht: sie hat mich herausgelöst, sie hat mir den Mut zu mir selbst zurückgegeben. . . . Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Tier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz erasperiert. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran! . . .“

Die mit diesem Brief eröffnete Korrespondenz zwischen Niecksche und Brandes sollte kaum ein Jahr währen. Tief erschüttern folgende Zeilen, die von der plötzlich eintreffenden Katastrophe Zeugnis ablegen. Sie sind „mit sehr groben Buchstaben auf einem nach Kinderart mit Bleistift linierten Stück Papier“ geschrieben und lauten: „Dem Freunde Georg. Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: Die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren. . . . Der Ge- kreuzigte.“

Die Sprache des Kindes.

In dem kürzlich erschienenen ersten Band der Völkerpsychologie von Professor Wilhelm Wundt finden sich, wie man der Frankf. Ztg. mitteilt, interessante Beobachtungen über die Entstehung der Kindersprache. Nach Professor Wundt kann man in der Entwicklung der kindlichen Stimmlaute drei Stadien unterscheiden. Das erste, das bis in die sechste Lebenswoche herabreicht, ist das der Schreilaute. Das Kind schreit zunächst, weil es Kälte und Hunger empfindet und stößt dabei unartikulierten, vokalischen Lauten, wie ä, a, u, ü, aus. Schon in der ersten Lebenswoche erweitert sich der Gebrauch dieser Schreilaute, die nun nicht nur bei Schmerzempfindungen, sondern auch bei anderen Unluststimmungen, etwa bei ungewohnter Lage erfolgen und im äußersten Grade den Charakter des Wutschreis annehmen. Der Hauptfortschritt, der sich am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Lebensmonats vollzieht, besteht darin, daß allmählich auch schwächere Gefühle von Lautäußerungen begleitet werden, z. B. Ungebuld, Verdruss und in leisen Anfängen schon Lustgefühle. Neben dem eigentlichen Schreilauten treten schon gemäßigtere Ausdrucks-laute auf. Der Lautschatz des Kindes vermehrt sich und halb artikulierten Lautbildungen, wie ör, rü, ta, ra u. s. w. treten zu den früheren Vokallängen hinzu. Diese Lautsprache bildet schon den Uebergang zu dem zweiten Stadium, in dem sich die Anzahl der Lautartikulationen entsprechend dem größeren Reichtum des Kindes an Gemütsstimmungen, besonders an Lustempfindungen, rasch vermehrt. Lautverbindungen, wie am, ab, an, na, bu, äußern schon ein schwaches Wohlbehagen des Kindes. Stärkere Freude kundtut sich noch in einem lauten fröhlichen Geschie an, das sich von dem Wehegeschrei durch seine kürzere Dauer und hohe Tonlage unterscheidet. Bis zum Ende des ersten Lebensjahres ändert es sich nur wenig. Neue Laute, wie oi, eg, ge, ja, el, br, treten auf, aber sie haben noch gar nicht den Charakter eigentlicher Sprachlaute, sie sind nur andersartige Gefühlsäußerungen, wie die primitiven Schreilaute. Auch die Bildung der Lautwiederholungen, die in der Regel in die zweite Hälfte des ersten Lebensjahres fallen, gehören noch ganz dem Stadium der reinen Gefühlsäußerung des Kindes an. Bei der Hervorbringung von Lautwiederholungen, wie da-da-da, ma-ma-ma, ba-ba-ba, scheint das Kind sich besonders behaglich zu fühlen. Eine Art von rhythmischem Gefühl verrät sich darin. Bald nach dem Auftreten der Wiederholungs-laute beginnt das Kind, gewöhnlich schon am Ende des ersten Lebensjahres, zufällige Geräusche, namentlich Sprachlaute nachzuahmen. Die Neigung zu dieser „Echosprache“ ist bei verschiedenen Kindern in ungleichem Maße vorhanden. Zunächst werden die Laute völlig verständnislos nachgeahmt. Auf das allmähliche Verstehen der gehörten Worte folgt nach geraumer Zeit erst die selbständige Anwendung der Worte, um einen Gegenstand zu bezeichnen. Dies ist das dritte Stadium, das der eigentlichen Sprachbildung, das die folgenden Lebensjahre umfaßt. Das Kind benennt bewusste Personen und Vorformnisse seiner täglichen Umgebung. Dahin gehören die bekannten Kallworte Mama, Papa, „atta“ für das Fortgehen einer Person, „mimi“ für die Milchflasche u. s. w., die in die Wende des ersten und zweiten, oder in die ersten Monate des zweiten Lebensjahres fallen. Die weiteren Wortbildungen der Kindersprache erfolgen dann meistens sehr rasch. Bei einem Mädchen, dessen erste, bewußt angewendeten Sprachlaute genau in den 12. Monat fielen, zählte Professor Wundt im 19. Monat schon 66 Wörter, die sich einen Monat später um weitere 12 vermehrt hatten. Der Wortschatz dieses Kindes umfaßte z. B. Worte wie: Dago (Dinkel), Daba (Tante), Gje (Marie), Wida (Friedrich), Mene (Tunne), Bipi (Vogel), Gotto (Pard), Agga (Auge), Munt (guten Morgen), Nan (gute Nacht)

Süja (Schleier), **Mia** (Finger), **Uga** (Tasche und Kaffee), **Zoi** (Schloß), **Sag** (Kleid) u. s. w. Auf diese ersten Wortbildungen folgen von der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres an häufiger gebrauchte artikulierte Geräuschlaute, wie *hi, w, ol, pu, tchi, flu* u. a. m. Gegen die Mitte des dritten Lebensjahres pflegen die sämtlichen in der Sprache der Umgebung vorkommenden Laute auch in der Sprache des Kindes und in seinen Gefühlsäußerungen eine Rolle zu spielen. Natürlich ist die Kindersprache bis zu diesem Zeitpunkt noch reich an Wortverdrehungen und Lautverdoppelungen, die der jeweiligen Auffassungsstufe des Kindes entsprechen und eine Art Universal-*sprache* bilden, denn sie finden sich ähnlich in fast allen Ländern. Interessant sind dabei die *Rassenunterschiede*. Das deutsche Kind nennt den Hund *wau-wau*, das französische *oua-oua*, das niederländische *waf-waf*, oder das deutsche Kind sagt auf *Puhn gluk-gluk* oder *tut-tut*, das französische *kok-kok* u. dergl. mehr. Die Neigung zu *onomatopoeischen* Wörtern variiert sehr in der *Kindersprache* der verschiedenen Länder. Bei den europäischen Nationen werden im wesentlichen nur einige *Tiernamen* und wenige *Vorgänge* des täglichen Lebens, wie z. B. das *Essen*, das *Klingeln* der *Hausglocke* in *onomatopoeischen* Formen ausgedrückt; aber die *japanische* und *chinesische* *Kindersprache* ist sehr reich an solchen Wörtern. Viele dieser Formen der *Kindersprache* sind auch in die *tägliche Umgangssprache* der *Japaner* übergegangen. In einer kleinen Sammlung von 53 *onomatopoeischen* Wörtern der *japanischen* *Kindersprache* liest man z. B.: *do-do* (Pferd), *wan-wan* (Wand), *nya-nya* (Kase), *koketio* (Nachtigall), *zion-zion* (Sperling), *bun-bun* (Biene), *gon-gon* (große Glocke), *goro-goro* (Donner), *pappa* (Tabak), *fu-fu* (Feuer) u. s. w.

Das Feuer der Hölle.

Wie wir der *Strasburger Post* entnehmen, berichtet der *Unter der Redaktion* des *Pfarrers* *Gruf* erscheinende *Strasburger Volksfreund* nachstehende Mitteilungen über das *Feuer in der Hölle*:

„An dem *Feuer der Hölle* haben schon manche herumgekrüppelt, sei es, um es zu löschen, sei es, um ein gemaltes *Feuer* daraus zu machen. Die *Allergewisesten* meinen sogar, das *Feuer* sei kein *Feuer*, und wenn es doch *Feuer* wäre, so brennte es nicht. Es ist aber *Feuer*, ja ein *Feuerofen*, und es brennt so *schmerzlich*, daß die *Gebrannten* heulen und *zähneknirsch* sind. Daß dieses *Feuer* brennt, fürchterlich brennt, lehrt folgende *Geschichte*, die gut verbürgt ist, die *Geschichte* von der *Dame „mit dem goldenen Armband“*. Derjenige, der sie erzählte, ein *würdiger Mann*, fügte bei: „Zur *Stunde*, wo ich das erzähle (*Weihnachten 1859*), lebt die *Dame* vielleicht noch; sie muß etwas über *40 Jahre* alt sein. Sie lebte zu *London* während des *Winters* des *Jahres 1847*. Sie war *Witwe*, *leichtsinzig*, sehr reich und, obwohl *29 Jahre* alt, sehr schön. Manche *junge Stutzer* schwänzelten um sie her, besonders aber ein *Lord*, der sonst schlechten Ruf hatte. Einmal, während der *Nacht*, etwas nach *Mitternacht*, lag sie zu *Bett* und las einen *Roman*, weil sie nicht einschlafen konnte. Ihre *Uhr* schlug *Sins*; da blies sie ihr *Licht* aus und wollte schlafen, aber sie gewahrte zu ihrem großen *Erstaunen* ein *faibles Licht*, das von der *Thür* ihres *Saales* her sich näherte und immer mehr in ihr *Zimmer* hereindrang. *Voller Bestürzung* machte sie *große Augen* und wußte nicht, was das solle. Schon *ging* sie *an*, *bang* zu werden, als die *Saalthür* langsam *geöffnet* wurde und sie den *Lord* eintreten sah, den sie gut kannte. Bevor sie ein *Wort* sprechen konnte, war er an sie herangetreten, faßte sie am *Handgelenk* und schrie mit *entsetzter Stimme* auf *Englisch*: „Es giebt eine *Hölle!*“ Sie empfand *darob* am *Arm* einen *solchen Schmerz*, daß sie *ohnmächtig* wurde. Als sie eine *halbe Stunde* später wieder zu sich kam, schellte sie ihrer *Kammerjungfer*. Diese kam. Es fiel ihr auf, daß ein *starker Geruch* von *verbranntem Schwefel* ihr entgegenkam. Sie trat zu ihrer *Herrin*, die kaum sprechen konnte, und gewahrte an ihrem *Handgelenk* eine *Brandwunde*, so tief, daß man den *blanken Knochen* sah und das *Fleisch* fast *verzehrt* war. Die *Wunde* war so *breit* wie die *Hand* eines *Mannes*. Der *Fußteppich* vom *Saal* bis zum *Bett* und vom *Bett* bis zum *Saal* trug *eingebraunt* die *Fußstapfen* eines *Mannes*. Im *Saal* war der *Leppich* *unterlegt*. Des *andern Morgens* erfuhr die *Dame* zu ihrem *Entsetzen*, daß in derselben *Nacht*, um *1 Uhr* morgens, ihr *Lord* von seinen *Dienern* *berauscht* unter dem *Tisch* liegend *gefunden* worden, daß sie ihn in sein *Zimmer* trugen und er dort *erschien*. Ob dieses *schreckliche Ereignis* die *Sünderin* gründlich *befehrt* hat, weiß ich nicht, sagt der *Erzähler*. Das weiß ich, daß sie *noch lebt* und daß sie am *Handgelenk* ein *goldenes Armband* (*Bracelet*) trägt, um die *Narbe* der *Brandwunde* zu *verdecken*. Dieses *Armband* trägt sie *Tag* und *Nacht*. Die *Hand* dieses *Verdamnten*, die wie ein *glühendes Eisen* brennt, dessen *Füße*, die den *Leppich* *durchbrennen*, auf dem er *geht*,

das lehrt deutlich, daß das *Höllensfeuer* kein *gemaltes Feuer*, sondern *brennendes* ist. Es darf da nicht *wundernehmen*, wenn diejenigen, die in das *Höllensfeuer* *berienkt* sind, *heulen* und *zähneknirsch* sind.“

Man behauptet, daß wir auf der *Schwelle* des *20. Jahrhunderts* stehen.

Medizinisches.

Der Abschluß der Kochschen Malaria-Forschung. In der neuesten Nummer der *Deutschen medizinischen Wochenschrift* wird der fünfte Bericht über die *Thätigkeit* der *Deutschen Malaria-Expedition* veröffentlicht, den *Robert Koch* am *15. Juni* d. J. von *Stephansort* an die *Kolonialabteilung* des *Auswärtigen Amtes* abgeschickt hat. Darin kommt Koch zu dem *Schlusse*, daß in seiner *Methode* die *Grundlagen* für eine *wirksame Bekämpfung* der *Malaria* gegeben sind. Sein *Verfahren* besteht darin, daß alle *Fälle* von *Malaria*, hauptsächlich die *versteckten Fälle*, *aufgesucht* und *dadurch* *unschädlich* gemacht werden, daß man sie nicht nur, wie bisher, ein wenig *bessert*, sondern zur *Verhütung* von *Rückfällen* *gründlich* heilt. Um festzustellen, ob in einer *Gegend* *Malaria* *hämisch* ist, dafür hat sich Koch als das *beste* und *zuverlässigste* Mittel die *Untersuchung* der *Kinder* in dem *Bezirk* auf *Malaria* erwiesen, die *früher vernachlässigt* worden ist. Die *Behandlung* der *Malariafälle* besteht in der *zweckmäßigen Anwendung* des *Chinins*, in dem *Sinne*, daß mit *Hilfe* der *mikroskopischen Untersuchung* und der *Fieberbeobachtung* die *Zeit* der *Chinindarreichung* *geregelt* wird. Auf diese Weise ist es *gelingen*, die *Malaria* in *Stephansort* auf *Neuguinea* fast zum *Verschwinden* zu *bringen*, und zwar zu einer *Zeit*, wo sie nach den *Erfahrungen* *früherer Jahre* besonders *heftig* aufzutreten *pflegte*.

Koch schließt seinen Bericht mit folgendem *Vorschlag*: „Unter diesen *Verhältnissen* könnte man annehmen, daß die *Aufgabe*, die der *Malariaexpedition* *gestellt* wurde, *gelöst* sei. Im *Grunde* genommen ist dies auch der *Fall*. Dennoch würde ich es nicht für *richtig* halten, wenn man bei dem *bis jetzt Erreichten* stehen *bleiben* wollte. Nach *meinem Dafürhalten* wird es *durchaus* *notwendig* sein, den *Veruch*, der uns *unter gewissen*, durch die *hiesigen Verhältnisse* *gegebenen* und *vielleicht* *besonders günstigen Bedingungen* *gelingen* ist, *unter* *anderen klimatischen* und *sozialen Verhältnissen* *mehrfach* zu *wiederholen*, namentlich auch in *leicht erreichbarer Gegend*, um den *Veruch* *fortwährend* *unter Augen* zu *haben* und den *Erfolg* *lange Zeit* *hindurch*, *womöglich* *jahrelang*, auf *seine Beständigkeit* *nachprüfen* zu *können*. Ich *zweifle* nicht, daß *derartige* *Verhältnisse* in *Deutschland* zu *finden* sind, und *erlaube* mir den *ergebensten Vorschlag*, den *nächsten Veruch* nach den *gleichen Prinzipien* auf *deutschem Boden* *anzustellen*. Daneben könnten *jebezeit*, *sofern* es *gewünscht* wird, *noch weitere Veruche* in den *deutschen Kolonialgebieten* ins *Werk* *gesetzt* werden.“

Lesefrüchte.

Wenn ein *Kind* mit *Geld* sich *vergeht* oder gar *irgend etwas* *wegnimmt*, so *besfällt* die *Eltern* und *Lehrer* eine *ganz sonderbare* *Furcht* vor einer *verbrecherischen Zukunft*, als ob sie selbst *wüßten*, wie *schwierig* es sei, kein *Dieb* oder *Betrüger* zu *werden*! Was *unter* *hundert Fällen* in *neunundneunzig* nur die *monoton* *unerklärlichen Einfälle* und *Gelüste* des *träumerisch* *wachsenden Kindes* sind, das wird zum *Gegenstande* eines *furchtbaren Strafgerichts* *gemacht* und von nichts als *Galgen* und *Zuchthaus* *gesprochen*. Als ob diese *lieben Pflänzchen* bei *wachsender Vernunft* nicht von selbst durch die *menschliche Selbstliebe*, *sogar* *bloß* durch die *Eitelkeit* *davor* *gesichert* *würden*, *Diebe* und *Schelme* *sein* zu *mögen*. Dagegen *wie* *milde* und *freundschaftlich* *werden* da *tausend kleinere* *Züge* des *Neids*, der *Mißgunst*, der *Eitelkeit*, der *Anmaßung*, der *moralischen Selbstsucht* und *Selbstgefälligkeit* *behandelt* und *gehäßelt*! Wir *schwer* *merken* die *waderen Erziehungsleute* ein *frühverlorenes* und *verblühtes inneres Wesen* an einem *Kind*, während sie mit *höllischem Zeter* über ein *anderes* *herfahren*, das aus *Uebermut* oder *Verlegenheit* *ganz naiv* eine *vereinzelte* *derbe Lüge* *gesagt* hat.

Gottfried Keller,
Frau Regal Amrain und ihr Jüngster.

Seiteres.

— *Guter Anfang.* „... Sie sind *Musiker* und *wollen* *meine Tochter* *heiraten?*“
„So ist es!“
„Was *bringen* Sie *denn* in die *Ehe* mit?“
„Nun — einen *Hochzeitswalzer* *habe* ich *schon komponiert!*“